Friede auf Erden!

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **160 (1887)**

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-657516

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Friede auf Erden!

Eine Erzählung.

I.

Friedlich still senkte sich der kühle Abend über die Alp. Sonst war der Feierabend lustig auf dem Bänklein vor der Hütte; man übersieht von da das ganze Alpenthal und von Nah und Fern zittert der Klang der Glocken durch die leichtbewegte Luft und hin und wieder der Jauchzer eines Knechtes, der am Brunnen sein Geschirr geputzt hat oder im Speicher mit Salzen fertig geworden ist und mit Jubelruf das Echo weckt. Jetzt war's nicht mehr so. Die Heerden waren abgezogen und das Gras sah herbstlich aus. Kein Ton war vernehmbar; nur das Wasser rauschte in der Tiefe. Es ist dann fast schauerlich einsam in den Bergen oben, wenn der rothe Wiederschein der Sonne an den Felsen und dann an den Gletschern verglüht ist und die Flühe so dunkel und die Gletscherberge so eisig kalt und todtenblaß in den Abendhimmel starren. Da zieht es den Menschen hinab zum traulichen Heim.

Und doch war noch Einer am Weg bei der Hütte stehen geblieben und hatte sein Räf an den Stecken gestellt und sich daneben auf's Bord gesetzt und schaute still und in sich versunken nach den schwarzen Wäldern drüben und dem weißen, bleichen Gletscher. Er hatte an seiner Alphütte noch etwas herstellen und die Zäune niederlegen müssen und hatte nun den Knecht mit dem Werkzeug vorausgeschickt. Er wußte nicht recht, warum, aber es war ihm, die Stille und Einsamkeit hier oben und auf dem Heimweg thue seinem Herzen wohl. Denn es war ihm schwer um's Herz. Christen hatte sein junges Weib und seine Kinder so lieb und sich von Herzen auf die Abfahrt gefreut, weil er dann wieder daheim sein konnte bei den Seinigen. Zweimal war sein Fraueli über einen Sonntag mit den Kindern zu ihm hinaufgekommen; er selber konnte im Sommer nie abkommen, weil er nur einen Knecht eingestellt hatte.

Und jetzt war's daheim so anders, als früher. Es war mit der Frau etwas vorgegangen. Sein Liseli war immer so freundlich, so herzig und liebreich gewesen und jetzt war's schier, als ob vor Allem dem ein Vorhang, als wenn die freundliche Natur durch ein strenges Verbot zurückgehalten wäre. In der Haushaltung und Besorgung der Kinder, wollte es Christen scheinen, sei Vieles nicht mehr, wie früher. Es war, als ob die junge Frau die Gedanken zuweilen ganz wo anders hätte, als ob diese täglichen häuslichen Pflichten zur Nebensache geworden wären. Und als einmal Christen darauf anspielte, da hieß es, nach solchem Allem trachten die Heiden; trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes, dann wird euch alles Andere von selber zufallen. Und manchmal, wenn man über irgendwelche gleichgültige Sachen sprach, konnte Lisi gegen Christen einen gewissen spöttischen Ton annehmen, als ob es sagen wollte: red du nur; du verstehst es nicht besser; ich bin freilich jetzt anders und kann Alles das mit andern Augen ansehen. Das Alles plagte Christen; es zog ihn oftmals, sein Fraueli bei der Hand zu nehmen und ihm in's Auge zu schauen und zu fragen: Lisi, Lisi, was ist gegangen, sag mir's, was ist dir nicht recht? Aber, weil ihm eben schien, es sei nicht recht offen gegen ihn, konnte er's auch nicht sein.

Er war noch nicht manchen Tag vom Berg daheim, da läuteten die Bettagsglocken und zahlreiche Gruppen sonntäglich geschmückter Kirchgänger zogen am Haus vorüber. Auch Christen hatte sich zweg gemacht und wartete vor dem Hause auf Lisi, das sich bald hier, bald dort noch zu schaffen machte und endlich noch einmal über das Trögli ging. Und da es Christen merkwürdigerweise nicht verleidete, auf sein Lisi zu warten, so stand er noch da, als die Glocken verstummten. Er war nicht in der besten Stimmung, als Lisi ihn jetzt aufforderte, mit ihm nach dem neu erbauten Betsaal zu gehen; da kämen heute fürnehme Prediger aus Bern und es wenigstens begehre nichts mehr von dem Sündenbabel der Kirche und verlange nach dem reinen und lautern Evangelium. Er sprach kein Wort und wandte sich um und verbrachte einen einsamen Bettag, denn die Versammlung schien sich recht lange auszudehnen.

So war dem Christen sein Herz schwer geworden und für die vielen Fragen, die so unerwartet auf ihn eindrangen, schien ihm die Abendstille in den Bergen gut zu sein. Soll ich mit Lisi reden und disputiren? Darin ist es mir Meister. Soll ich ihm direkt diese Versammlungen verbieten? Ich mag ihm nicht

weh thun; es würde mich nicht verstehen oder gar Widerstand leisten; dann wäre der Bruch vollendet. Oder ist es im Recht und ich im Unrecht? Hat's nicht schon viel geheißen, unsere Zeit habe nicht mehr den Glauben der Väter? Ist nicht seine Ansicht durchweg auf's Bibelwort gegründet? Oder sollen wir jedes unserer Wege gehen und uns in diesen Sachen nicht umeinander bekümmern? Dann ist's freilich nicht mehr wie früher; wir Zwei sind nicht mehr Eines, sondern Zwei.

Und wie Christen so nachdachte, da leuchtete der Mond über den Gletschersattel und goß sein Licht über den silberglänzenden Firn und erleuchtete die Felsenhörner und die ferne Bergkette draußen im Land. Christen erhob sich und schaute noch einmal über all die stille Pracht. Da war der Gedanke in ihm fest, daß Gott unser Aller Vater ist und wir arme Menschenkinder darin Eins sein sollten, in Demuth seine Wunder anzubeten.

Christen war den mondbeschienenen Weg zu Thal gestiegen und schritt durch die mit Latten eingezäunte Gasse auf sein Haus zu. Scharf zeichneten sich die schwarzen Schatten der Obstbäume an der Stirnseite und auf dem Schindeldach des Hauses, über das der Mond seinen Silberglanz warf. Wie lautlos still und friedlich sein bescheidenes Heim mitten in den Bäumen liegt. Aber nirgends ein Lichtschimmer. Doch ist das Haus unverschlossen. Er ist bald durch die wenigen Gemächer der Wohnung geeilt, um sich zu überzeugen, daß sein Lisi nicht um den Weg ist. Er spürt, wie plötzlich das Blut ihm zu Kopf steigt und das Herz krampfhaft ihm weh thut und die Faust sich ballt und ein Fluch sich auf die Lippen drängt. Da fällt sein Blick auf's Kinderbett; dort scheint der Mond mit vollem Glanz auf die blonden Lockenköpfe seiner Kinder. Das ist ihm ein milder Engelgruß und der Zorn ist vorüber, denn der Zorn kann nicht da sein, wo ein Engel ist. Leise tritt er zum Bette hin. Sieh', sie haben einander umschlungen. Wie lieblich sie schlummern; wie ruhig und friedlich ihre Athemzüge; wie sanft ihre Träume! Lange Zeit blieb Christen am Bettlein stehen; dann spürte er eine Thräne vom Auge rinnen und in seinem Herzen sprach eine Stimme: „Friede auf Erden!" Er betete und segnete seine Kinder.

Aber es wäre ihm zu schwer gewesen, da zu bleiben; er ging wieder hinaus in die herrliche Mondnacht und schlenderte weiter durch die Gasse, begierig, ob die Mutter nicht des Weges käme.

Was ist wohl dort bei Maurer's los? Die ganze Fensterreihe des Hauses strahlt in festlicher Beleuchtung und das Lampenlicht von innen streitet mit dem Silberglanz des Mondes. Eine stille Vermuthung wird bei Christen zur Gewißheit und führt ihn zum Haus und heimlich auf die Laube neben den Fensterpfosten. Da sitzen sie dicht gedrängt auf Bänken und Stühlen und auf dem Ofen, meist Weiber, alte und junge, aber auch eine Anzahl Männer, alles gute Bekannte. Einzelne hatten schon länger mehr oder weniger der Sektirerei gehuldigt, von Andern war Christen höchlich erstaunt, sie hier zu finden. Dort saß sein Lisi, auf der Schooß die gefalteten Hände, das liebliche Köpfchen etwas seitwärts geneigt, die Augen zu Boden gerichtet, mit traurigem, schmerzlichem Ausdruck in dem sonst so frohen Gesicht. Und dicht an seiner Seite eine Person, die ihm stets im Grund der Seele zuwider war, Hansen-Peters Mädi genannt. Die war mit seinem Lisi zur Unterweisung gegangen, war schon damals ein großgewachsenes freches Meitschi, wild und ausgelassen wie kein anderes, das manchen dummen Streich anstiftete. Wie es der Schule entwachsen war, war es bald bekannt als anläßig und leichtfertig, und da es der Zucht der Eltern aus dem Wege zu gehen wußte, sorgten ihm diese für einen guten Platz im Welschen. Jetzt war es zurückgekommen mit vornehmen Manieren, die in merkwürdiger Weise mit seiner groben und rohen Art vermischt waren. Aber noch sonderbarer nahm sich der Eifer aus, als Bekehrte Andere zu bekehren. Sie schaute auch jetzt nicht zu Boden, sondern in derber, stolzer Freude gradaus, und saß neben dem armen, zerknirschten Lisi gerade wie ihr starker, kräftiger Schutzengel Gabriel.

Doch diese Betrachtungen dauerten nicht lange. Christens Aufmerksamkeit folgte schon den Worten des ihm unbekannten Stundenhalters, der in dem diesen Leuten eigenartigen Ton eben an einer Geschichte angelangt war.

„In einer amerikanischen Stadt lebte ein junges, glückliches Ehepaar, dessen Glück lange Zeit ungetrübt war. Da lernte die Frau den Prediger einer religiösen Genossenschaft kennen, die sich meist aus den ärmsten, untersten Klassen der dortigen Bevölkerung zusammensetzte. Hier

fand sie ihren Heiland und ihr war klar, daß sie ihn früher nicht besessen hatte. Seit diesem Tage war der Unfriede in die Familie eingekehrt, denn ihr Mann wollte es durchaus nicht dulden, daß sie gerade mit diesen Leuten Gemeinschaft pflege. Er versuchte es mit Liebe und hielt ihr an, sie möchte doch in dieser oder jener Kirche oder Genossenschaft ihre Erbauung suchen, so viel sie wolle, nur nicht dort, bei den Leuten, die ihrer gesellschaftlichen Stellung so fern ständen. Allein Martha blieb standhaft. Sie hatte nur das Eine Wort: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Ihr Mann beschwor sie und stellte ihr in beweglichen Worten vor, daß das Glück und der Friede der Familie davon abhänge. Allein Martha's Glauben war fest und stark. Sie kannte das Wort: ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Und als der Mann sich nicht bekehren wollte, da begann für Martha eine lange, schwere Leidenszeit, da er anfing, sich dem Trunke zu ergeben, und sie mit Spott und Hohn beleidigte, ja thätlich mißhandelte. Martha ertrug Alles still und geduldig; wußte sie ja, daß sie die Feindschaft der Welt tragen, daß sie wie der Heiland die Schläge der Feinde des Himmelreichs dulden mußte. Da geschah es einmal, daß der Mann wiederum Nachts aus dem Wirthshause heimkam, vom Zorn über seine Gattin ergrimmt. Jetzt hörte er von außen im Zimmer Martha mit lauter Stimme für ihn beten; er riß die Thüre auf, sah sie auf den Knieen mit erhobenen Händen; jetzt war sein Herz besiegt und er stürzte sich neben sie auf die Kniee und umarmte sein Weib und war bekehrt."

Christen sah, wie seine Frau bitterlich weinte. Er selbst schlich sich in tiefen, schweren Gedanken davon, zurück in die Gasse und weiter. Muß es denn durch solches Herzeleid hindurchgehen? Haben sie nicht miteinander in aller Schwachheit, aber mit redlichem, gutem Streben gesucht, Gottes Willen zu erfüllen, mit gegenseitiger Freundlichkeit und Liebe und getreuer Arbeit auch Gott gedient? Haben sie nicht in Unterweisung und in der Kirche im Glauben der Väter sich erbaut? War nicht Gottes Segen bei ihnen gewesen? Verlangt denn Gott von ihnen diese innere, gewaltsame Aufregung? Ist hier in dieser Stube drinnen, in dieser Versammlung das Reich Gottes und sonst nirgends? Und er sah über sich den weiten, großen Himmel mit den funkelnden Sternen und dem Friedenslicht des Mondes und unten im Thal den glitzernden Fluß und dort die Dächer des Dörfleins und in ihrer Mitte den weißen, glänzenden Kirchthurm. Das Alles erschien ihm wie ein großes, schönes Bild des Friedens. Dort in der Kirche ist er mit seiner Geliebten gestanden und vor ihnen der Pfarrer, der in milden, freundlichen Worten den Segen sprach zu seinem Ehebund. Und jetzt sind sie gekommen und haben seine Liebe ihm fortgenommen, dort in jenes Haus hinein, und er soll verlassen auf der Straße stehen.

II.

Wenn das Band der Liebe, das zwei Menschen umschlingt, droht lose zu werden, so eilen geschäftig hundert Hände herbei, es nach Kräften weiter zu lösen. Wenn ein Flämmlein der Zwietracht zu flackern beginnt, dann hat der böse Geist genug Diener zur Hand, die Scheiter anlegen und nach Leibeskräften blasen und schalten, damit hochauf die Flamme lechze und sie in ihrer Heiligkeit beleuchte. Die Engel singen vom Himmel her: Friede auf Erden! Und die Teufel der Unterwelt schüren das Feuer des Streites.

„He, Christen, wenn ich dich wäre! Nein, bei Gott! so ließ ich mir nicht aufspielen! Es hat doch auch Alles seine Grenzen und diese Sache thut nicht gut, nicht gut im Haus und nicht gut in der Gemeinde." So redete der Nachbar Toni auf unsern Christen ein, spät am Abend auf dem Heimweg aus dem Dorfwirthshaus.

„Sieh, wie die vorhin, der Schneider und der Schnitzler, über die Stündelei gespottet haben, da sah ich wohl, Christen, daß dir's nicht recht war, weil du den leichtfertigen Ton nicht mochtest und weil es sie nichts angeht, was bei dir und deiner Familie vorgeht, und es war recht, daß du ihnen ihre Sticheleien verwiesen hast. Aber von mir weißt du ja, wie ich's meine, und ich sehe auch, wie deine Frau je länger je mehr diesem neuen Sektirerwesen nachläuft. Sieh, das geht, bis sie dir Alles aus dem Haus trägt, um ihre Prediger zu unterhalten, und dich und die Kinder vernachlässigt

und den Kopf voll unnützem Zeug hat. Ha, da wäre ich bald mit fertig. Da stellte ich zu Boden: entweder — oder! — So? Du widersprichst mir? Man soll die Ueberzeugung achten? Man soll das religiöse Gewissen nicht verletzen? Das sag ich auch. Aber da sieh den Maurer, bei dem sie jetzt die Versammlung halten und der Unsereinen vor Frömmigkeit nicht mehr grüßen mag und den halben Tag auf der Straße ist. Wo hat der seine Ueberzeugung her? War das nicht stets ein aufbegehrischer, vorlauter Kerl, der überall das Maul offen halten, und befehlen wollte und der punkto Ehrlichkeit bekanntlich nie recht sauber war? Du weißt, wie er von Haus zu Haus gelaufen ist, um Gemeindrath zu werden. — Wie er dann nicht gewählt wurde, da hat er sich auf einmal auf die Politik geworfen und hat über Alles losgezogen und geschimpft, als ob alle Regierenden Dummköpfe und Verbrecher wären, und wie es unserer Zeit am rechten Geist des Glaubens und der Frömmigkeit fehle. Da hat er nun freilich seine Leute gefunden, die ihm gnädig und herablassend das Händlein schütteln und ihn begrüßen als den rechten Volksmann vom echten Schrot und Korn, wie es gottlob noch solche gebe in den Bergen. Und seither thut er fromm und hat allerlei vornehme Bekanntschaften. Und dann sagt man, das sei Religion! Geh' mir weg: Politik ist's und die braucht die Religion als Mittel für ihre Zwecke und verschreit die Gegner als die puren Heiden. — Ja, Christen, Recht hast du wiederum, daß man nicht Alle in denselben Kratten werfen soll, und daß es viele aufrichtige Seelen darunter gibt, die das Wahre suchen, aber um so schändlicher, wenn sie irre geführt werden von unredlichen und falschen Propheten. Geh', klär' deine Frau auf, und wenn sie's nicht glauben will, am Ende befiehlst du und das Gestürm hat ein End' und du hast deinen Frieden."

So schieden sie von einander und Christen mußte sich gestehen, daß Toni nicht ganz Unrecht hatte, und wenn er sich den Maurer recht vorstellte, wie er früher war und wie er jetzt ist, so kam er ihm auf's Haar vor, wie ein Spitzbube in der Mönchskutte. Oder kann ich mich täuschen? Thue ich ihm Unrecht? Kann nicht wirklich durch Gottes Gnade in ihm eine innerliche Veränderung vor sich gegangen sein? Kann nicht Gott gerade ihn zu seinem Werkzeug auserlesen haben? Aber wenn er's nur thut, um seiner Eitelkeit zu fröhnen, um in der Gemeinde etwas vorzustellen, dann möcht' ich ihm wahrlich seine elenden Knochen aus dem Leibe schütteln!

Während Christen mit solchen Gedanken und Gesprächen nach Hause ging, machte auch Lisbeth ihren Weg aus der Versammlung nicht allein, sondern begleitet von einer Schaar gleichgesinnter Frauen und Mädchen.

„Ist's wahr, Lisi, dein Mann wolle dich nicht mehr in die Versammlung gehen lassen, wo du deinen Heiland gefunden hast? Ja, dank' nur deinem Heiland, daß er dich würdig findet, die Schmach Christi zu tragen; sie haben ihm auch in's Gesicht gespieen und ihn mit Fäusten geschlagen. Daran zeigt sich eben die Welt. Die Welt kann nicht anders, als Christum verfolgen und die Seligkeit von sich stoßen. Aber das muß dem Gericht vorangehen. Das sind die Zeichen, daß in Bälde der Richter kommt und seine Feinde zerschmeißen wird. Es werden ja Versuchungen und Verfolgungen kommen über die Gläubigen, aber wer fest bleibt, wird die Krone des ewigen Lebens ererben. — Was, Lisi? Du willst noch deinen Christen vertheidigen? willst sagen, daß er gut gegen dich sei? gut, wenn er nach deiner Seligkeit trachtet, wenn er deine Seele morden will? Du willst seinetwillen deinen himmlischen Bräutigam verlassen und in der Welt verderben? Nein, das willst du nicht. — Freilich, darin hast du Recht; zanken und streiten sollst du nicht mit ihm; mit dem Streiten und Disputiren wird das Herz und der Glaube unsicher. Es heißt: ich will schweigen und meinen Mund nicht aufthun. Sag' kein Wort zu ihm, dann müssen die spitzigen Pfeile des Bösewichts von dir abprallen, und bete nur immer für seine Seele, daß Gott ihn bekehren möge. Und wenn er dann der Gnade Gottes widersteht, so stürzt er sich selber in's Gericht. — Nein, jetzt hört einmal, was Lisi noch meint! Miteinander zur Predigt könnten sie gehen! Das auch noch! Bist du noch so tief in der Welt? In die Kirche zu den Weltmenschen und Unbekehrten! Das kann man ja schon thun, alle Sonntage und so viel man will; aber was trägt's ab? Nichts, gar nichts.

Sag' selber, Lisi, wer ist jemals dort bekehrt worden? Und hast du nicht heut' Abend gehört, wie der Maurer und das Trini und die Andern so schön Zeugniß ablegen konnten über das Werk, das der Heiland in ihnen verrichtet hat? Müssen da nicht dem Blinden die Augen aufgehen?"

Endlich war Lisbeth allein; sie sah ihr Haus, über dem der Mondschein lag; auch die Stube war hell von dem weißen Licht, das die Schatten der Fensterkreuze am Boden zeichnete. Am Fensterbank saß Christen, das Haupt auf den Tisch gestützt, als ob er ihren Eintritt nicht gewahrte; lange stand Lisbeth lautlos da, von widerstrebenden Gefühlen gepeinigt. Sollte sie herzlich ihn grüßen? Sollte sie beschämt ihn um Verzeihung bitten? Sollte sie trotzig thun, als ob sie in ihrem besten Recht und Alles in Ordnung wäre? Und immer stärker klopfte das Herz, immer heftiger tobten die Gefühle in der Brust und mächtig und stürmisch zog sie die alte Liebe, neben ihren Gatten sich zu setzen und den Arm um ihn zu legen und zu ihm zu reden, was das Herz ihr zu reden befahl. Aber nein! Sie ist in ihrem Recht; er hat keinen Grund zu grollen; sie muß treu bleiben!

Da fällt ihr Blick auf das Bett der Kinder. Dorthin darf sie gehen. Dort darf sie ihr Herz leeren, und sie beugt das Haupt über die schlafenden Kindlein und ihre Thränen fangen an, auf die Bettdecke zu fallen. Sie wußte nicht, daß es dort noch feucht war von ihres Mannes verborgenem Weinen. Weil aber diese Thränen zusammenkamen über den Herzen der schlummernden Kindlein, so stieg aus ihnen auf ein Weihrauch des Friedens und legte den Schlummer über ein müdes Auge und ein müdes Herz.

III.

Der Morgen traf Beide müde und mürrisch und eines der Kinder fieberkrank. Christen hatte über diese Zeit dringende Arbeit im Walde, die ihn den ganzen Tag vom Hause fern hielt. Aber Lisbeth war mit dem Kinde selten allein; es war ein beständiges Ab- und Zugehen ihrer neuen Freundinnen. Wie sie so gut von Gottes Rathschluß unterrichtet waren! Das Kindlein muß sterben; darin waren sie ziemlich alle einig. Und das ist gut; darauf muß man sich freuen. Denn es ist dann erzogen und hat noch so wenig Sünden auf sich, denn je älter der Mensch wird, desto größer wird der Haufe Sünden, die er begeht. Darum ist's eine Gnade, wenn Gott die unschuldigen Kinder uns wegnimmt, denn wir können sie doch nicht recht erziehen. Und das ist gut, um uns zu demüthigen. Lisi hat das auch noch nöthig. Es ist noch nicht ganz wiedergeboren; es hat seine Gedanken noch viel zu fast in der Welt. Es muß zuerst hinuntersteigen in die unterste Trübsal, damit Gott es wieder hinaufführen kann zum wahren Licht, wenn es erst recht zugerüstet ist. Und wenn Lisbeth traurig war und die Sorge um des Kindes Leben ihm das Herz abdrücken wollte, so war das wieder nicht recht; das sei wider Gott gemurrt und gesündigt und mache dem Kind das Sterben nicht möglich. Ja, weinen und traurig sein, das soll es nur, aber nur über seine Sünden. Dafür schicke einem Gott die Trübsal; es solle nur recht bekennen und Alles ihrem Prediger sagen. Denn es habe der Welt gelebt und sei noch in den Banden des Satans, und wenn es wolle rein werden, so müsse es jetzt aufrichtig Buße thun.

Ja, Lisbeth war traurig genug und immer trauriger, denn es war seiner Natur der innern Aufregung zu viel. Und wenn Christen Abends heimkam, dann wurde dem Fraueli noch schwerer, nicht weil er getadelt und geschimpft hätte, im Gegentheil, weil er so gut, freundlich und herzlich war, gerade als ob er ihm jetzt doppelt so viel Liebe erweisen wollte. Dann kam es sich erst recht unwürdig vor. Es verdiene ja keine Liebe. Es sei voll Sünde und könne bei Gott keine Gnade finden, weil es sein Kind zu sehr liebe und sich nicht von ihm trennen könne. Und überhaupt habe es von Jugend auf nichts als Sünde gethan und spüre jetzt, wie Gott es verdammen müsse.

Christen hatte im Geheimen manche bittere Angst und Noth, denn der geistige Zustand seiner Frau machte ihm mehr und mehr bange. Aber um Alles hätte er kein rauhes Wort gegen sie über die Lippen gebracht; er wußte, daß sie es nicht ertragen würde, und er betete oftmals im Stillen, Gott möge ihm den rechten Weg zeigen, und dann wurde ihm stets von Neuem klar, daß die wahre Liebe nimmer aufhören kann, wenn sie recht treu bleibt. Was er be-

fürchtet, das kam. Das Nervenfieber des Kindes hat auch die Mutter angesteckt, die in der Pflege sich überanstrengt hatte und deren Gemüth in steter Unruhe gehalten worden war.

Jetzt blieb natürlich Christen zu Hause und pflegte Mutter und Kind mit stets gleicher Liebe und Treue. Es hatte auch auf Anordnung des Arztes Niemand mehr Zutritt bei ihr erhalten. Während die Krankheit des Kindes bald ihren günstigen Verlauf nahm, trat bei der Mutter die Periode des starken Fiebers ein, wo sie stets in Aufregung von Sünde und Verdammniß sprach. Allmälig kam die Ruhe und die völlige Müdigkeit und Schwäche.

Es war an einem Sonntag Morgen. Christen hatte das Fenster der Krankenstube geöffnet, in welche der duftige, linde Hauch des ersten Frühlings strömte. Die Kranke saß aufgebettet und richtete den großen Blick des bleichen Angesichts unbewegt hinaus in die erwachende Natur, die magern Hände über der Decke gefaltet. Christen saß neben dem Bette, in einem Predigtbuch still für sich lesend. Jetzt trägt der Frühlingshauch den Klang der Kirchenglocken zum Fenster herein. Sie läuten zum Gottesdienst. Und wie es so läutete und sonst so stille war im Gemach, da zog die Kranke den treuen Pfleger mit der Hand zu sich und schlang die Arme ihm um den Hals und weinte. Aber es war kein bitteres, kein schmerzliches Weinen, sondern wie das Lösen eines langen, schweren Schmerzes. Sie sprachen nichts miteinander; es hat's auch nicht bedurft. Es war das Wiederfinden. Die Liebe hatte gesiegt.

Und nun ist's nicht lange mehr gegangen, so standen sie im selben Zimmer, beide sonntäglich geschmückt, und wanderten am herrlichen Ostermorgen hinunter in's Dorf zur Kirche. Da hörten sie die frohe Osterbotschaft von der Auferstehung. Es war Lisbeth, als gelte es ihr, die sie auferstanden war von der Krankheit zum Leben, aber auch von geistiger Angst und Noth zu neuem, klarem, frohem Leben in der Liebe und in treuer Erfüllung des von Gott gegebenen Berufes. Und sie hörten von dem Auferstandenen, der zu den versammelten Jüngern durch die verschlossene Thüre trat mit dem Gruße: Friede sei mit Euch! Es war, als ob der Pfarrer zu ihnen beiden spräche, wie Christus noch heute unser Friedebringer sei und wie wir das rechte Christenthum daran erkennen sollen, daß es unter den Menschen und in ihren Herzen Friede bringt. Dann sprach er weiter davon, wie die Familie der rechte Garten sei, wo der Baum des Christenthums gedeihen könne; eine heilige Stiftung Gottes, in der wir zur Liebe und zum Frieden und zur Tugend erzogen werden. Aber nur da kann die Familie ihre segensvolle Aufgabe erfüllen, wo der Auferstandene weilt mit seinem Gruße: Friede sei mit Euch!

Und als sie vom Nachtmahl nach Hause gingen, sprachen sie nicht viel; die Herzen waren so voll, so freudig und glücklich. Sie haben es gefunden und haben es durch ihr ganzes Leben treulich bewährt, welche Seligkeit das wichtigste Gebot des Herrn uns bringt: Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst!

Von der Wohlthätigkeitslotterie.

Advokat: „Sag' 'mal, liebe Frau, was soll ich denn von unseren Sachen zur Verloosung schicken?" — Frau: „Einen von deinen Prozessen, dann wird wenigstens einmal einer gewonnen!"

Die liebste Rolle.

Ein Schauspieler wurde von einem Direktor gefragt, welche Rolle ihm die liebste sei. „Die Geldrolle," antwortete ohne Zögern der Gefragte.

Schmerzlicher Abschied.

„Scheiden thut weh!" sagte Einer, als ihm der Zahnarzt einen Vierzackigen auszog.

Weise Lehre.

Wenige wissen, wie viel man wissen muß, um zu wissen, wie wenig man weiß.

Wink für säumige Leute.

„Ich bin bei einem Stelldichein stets sehr pünktlich," sagte einmal Boileau (berühmter französischer Dichter, lebte 1636—1711), „denn ich habe bemerkt, daß Diejenigen, welche warten müssen, immer bloß an die Fehler Jener denken, welche auf sich warten lassen."